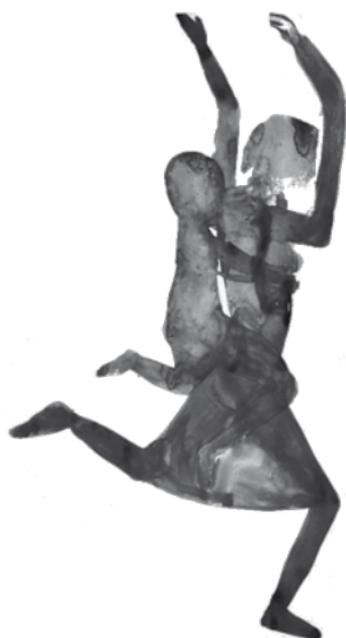




Irene
Langemann

**DAS
GEDÄCHTNIS
DER TÖCHTER**

Roman



FRIEDENAUER PRESSE

*Meinen Eltern
Elisabeth Isaak und Heinrich Langemann
gewidmet*

I. Kapitel

Der Schneeballangriff

Er bebt, er knarzt, gibt schnaufende Geräusche von sich. Ein Ächzen. Ein Keuchen. Oder stoße ich diese Laute aus? Meine Hände umklammern sein rostiges Geländer. Sein Zittern ist mein Zittern. Er hängt in der Luft. Und ich mit ihm. Über uns tänzeln Schneeflocken, sie kühlen die Wangen. Unter uns lärmt ein Schnellzug, schickt in alle Richtungen sein mehrstimmiges Echo: das gleichförmige Rattern der Räder, das Quietschen der Wagenkupplungen, das Tuten der Lokomotive, die sich von mir und dem Viadukt von Belsk verabschiedet.

Vi-a-dukt... Wie kommt dieser Betonstreifen, diese Überbrückung von vier Gleisen, zu seinem edlen Namen? In Vaters Geschichtsllexikon ist der Viadukt ein majestätisches Bauwerk aus Stein mit Halbkreisgewölben und schlanken Pfeilern. Schlank könnte man die Eisenstelzen des sibirischen Viadukts auch nennen, obwohl dürr zutreffender wäre. Sie vibrieren bei der Durchfahrt der Züge, geben ihr Zittern an die Brüstung weiter. Vi-a-dukt... Die Flucht vor dem WORT hat mich zu ihm getrieben. Und der Schnee. Das sanfte Weiß, das, zusammengepresst zu einem Ball, die Kraft einer Waffe gewinnt. Trifft sie dein Gesicht, bist du atemlos vor Schmerz. Selbst hier, in der sicheren Höhe des Viadukts, kann ich das unten Erlebte nicht abschütteln.

ФАШИСТКА.

Schockstarre, ausgelöst durch ein einziges WORT. Ich stehe mit geschlossenen Augen vor ihnen. Ich höre das Kreischen von Wowka, meinem Schulbanknachbarn, und Ljudas Gelächter. Ihr Gesicht hat sich bestimmt zu einem Pfannkuchen gerundet, wie immer, wenn sie sich vor Lachen schüttelt. Ihre Augen verschwinden dann in den

Speckfältchen, der offene Mund zeigt die spitzen Zähne. Sonst mag ich Ljudas Lachanfalle. Jetzt schreit sie:

»Вера – фашистка!«

Wowkas Fistelstimme schließt sich ihr an, auch er nennt mich eine Faschistin, ganz deutlich, trotz seines Sprachfehlers, höre ich die Beschimpfung, gemein, kränkend. Die Stimmen des Duos überschlagen sich vor Eifer. Das Schnaufen im Hintergrund – das sind die anderen, sie formen die Schneebälle. Ich höre, wie sie den Rotz hochziehen. Wowka und Ljuda stoßen den Kriegsschrei aus:

»Давай! *Dawaj!*« Obwohl ich die Schulmappe hingeworfen habe, schaffen es meine Hände nicht, das Gesicht zu schützen. Zwei Schneekugeln treffen die Wangen. Ich presse die Lippen zusammen, schmecke das Salz der Tränen. Feuerpause. Sie formen die nächsten Waffen. Ich habe keine Kraft, mich vom Fleck zu rühren. Eine Zielscheibe, die darum bittet, getroffen zu werden. Das Duo kreischt:

»Vera ist eine Faschistin!«

Der Stationslautsprecher knistert, kündigt einen Zug an. Sein fernes Grollen vermischt sich mit den Durchsagen. Hochspannungsleitungen summen, auch sie kündigen die Einfahrt des Zuges an. Oder seine Durchfahrt. Zwei Arbeiter steigen die Stufen der Brücke hoch, sie schleppen Gummikabel, die Schlangenspuren im Schnee hinterlassen. Es riecht nach verbrannter Kohle und Ruß. Ein Güterzug, braun, unendlich, zieht sich unter dem Viadukt hindurch. Er vibriert unter mir, mit mir, in mir. Meine Hände in den gestrickten Fäustlingen umklammern das vereiste Metallgeflecht, sind schon zu Krallen erstarrt. Schneekristalle flirren vor meinen Augen.

Wie anders ist es im Sommer, wenn Mutter mit Petja und mir auf den Viadukt steigt und wir den Zügen nachschauen. Unsere Hände umfassen das warme Geländer, der

Wind kühlt das Gesicht, zerzaust Mutters hennagefärbte Locken, hebt Petjas Haarwirbel über der Stirn und meinen Blumenrock an. Mein Bruder steht in kariertem Hemd und kurzer Hose auf den Zehenspitzen, das Kinn drückt er an die Brüstung. Sein Gesicht strahlt, die Sommersprossen auf der Stupsnase leuchten goldbraun. Wir schließen Wetten ab, ob der nächste Zug hält oder weiterfahren wird. Personenzüge auf der Durchreise verabschiedet unsere Mutter mit einer deutschen Liedstrophe:

Ade, mein Lieb, ich muss jetzt gehen,
ich kann nicht mehr verweilen,
und geh ich auch, ich kehr zurück,
sei'n es auch zehntausend Meilen.

Die zehntausend Meilen gehen mir nicht aus dem Kopf. Von Belsk bis Peking sind es laut Schulatlas dreieinhalbtausend Kilometer, von Belsk bis Moskau zweieinhalbtausend. Aber zehntausend Meilen? Da müsste man über den Ozean nach Amerika fliegen. Doch Amerika ist ferner als der Mond. Dort regiert der Haifisch-Kapitalismus, während wir den Kommunismus aufbauen und den entwickelten Sozialismus bereits bestaunen können. Sogar hier, in Sibirien, im November 1969.

Ich blicke zum Stationshaus. Unter dem Spitzdach hängt die Hälfte eines Spruchbandes. Zur Feier der Großen Oktoberrevolution hob sich der weiße Satz deutlich vom roten Banner ab: UNTER LENINS FAHNE, VORWÄRTS, ZUM SIEG DES KOMMUNISMUS! Ermattet nach den Herbststürmen hat der Stoff seine revolutionäre Farbe verloren. Das Ende des Satzes – VORWÄRTS, ZUM SIEG DES KOMMUNISMUS! – hat die Dachantenne aufgespießt. Ein kraftloser Lappen bebt seinem Ende entgegen. 1980 wird der Kommunismus den Sieg über den Kapita-

lismus erringen, behauptete Generalsekretär Chruschtschow. Mein Vater glaubt nicht daran. Er ist gut informiert, weil er »Голос Америки« – *Golos Ameriki*, die »Stimme Amerikas« hört.

Gewöhnlich läuft es so ab: Vater verriegelt die Fensterläden, schließt die Haustür ab, holt ein Bänkchen, setzt sich vor das Kurzwellenradio, das auf der Kommode neben dem Klavier seinen Platz hat. Mutter starrt ihn mit ihrem Warum-tust-du-das-bloß-Blick an. Vater lässt sich davon nicht beirren, schaltet das Radio ein, dreht so lang am rechten Rädchen, bis sich gegen das Knistern, Zischen, Pfeifen eine Stimme durchgesetzt hat. Die »Stimme des Feindes« nennt meine Lehrerin Nina Pawlowna den Sender. Vater, auch er ist Lehrer, könnte dafür im Gefängnis landen. Dann müsste Mutter ihn mit dem Lied über die zehntausend Meilen verabschieden. Das Gefängnis in Belsk hat nur eine Ausnüchterungszelle und keinen Platz für Freidenker wie Vater.

Mutter blickt besorgt auf Petja und mich. In unserem hellhörigen, schmalen Holzhaus kann man der »Stimme des Feindes« nicht ausweichen. Vater scheint es egal zu sein, was seine Kinder aufschnappen. Während Petja seinen Traktor mit glühenden Ohren über die grünen Läufer schiebt und sie in Unordnung bringt, tue ich so, als ob es nichts Spannenderes gäbe als die Hausaufgaben in Arithmetik. Die Augen gesenkt, Hand und Federhalter in gleichmäßiger Bewegung zwischen Tintenfass und Heft, lausche ich der Stimme, die es über zehntausend Kilometer nach Sibirien geschafft hat. Wie kommt diese russische Stimme – mal weiblich, mal männlich, mal akzentfrei, mal drollig betonend – nach Amerika und dann zurück zu uns?

An den Radioabenden verstößt Vater gegen zwei Verbote. Das erste ist aus der Welt hinter den verriegelten Fensterlä-

den. Dort haben Menschen das Sagen, die mein Vater »das Kommunistenpack« nennt. Wenn ihm das Wort entgleitet, erstickt Mutter fast vor Schreck:

»Pauss opp, wout du sajst, Hermann!«

»Lot dout, Anna«, schiebt Vater die Warnung beiseite.

Er streicht über seine hohe Stirn und Glatze, lauscht konzentriert der verzerrten, verbotenen Stimme. Ich reibe den tintenverschmierten Mittelfinger, senke meinen Blick ins Arithmetik-Buch, täusche vor, taub für Verbotenes zu sein, damit Mutter weniger Angst um die Kinderohren hat. Das zweite Verbot hat Vater selbst ausgesprochen: Zu Hause dürfen wir kein Russisch sprechen. Vater gerät außer sich, wenn Petja und ich die Sprache wechseln:

»Wir sind Deutsche und müssen stolz darauf sein!«

Warum müssen wir darauf stolz sein? Das Deutschsein ist eine Gegebenheit wie Sommersprossen, Warzen oder schiefe Zähne. Soll ich etwa auf meinen schiefen Schneidezahn stolz sein? Nichts als Ärger haben meine Eltern davon, dass sie Deutsche sind. Russlanddeutsche. Petja und mir schärfen sie ein: Ihr müsst in der Schule besser sein als die anderen, nur so könnt ihr in Zukunft etwas erreichen. Das sei schließlich ihre Erfahrung.

Ich spreche zweieinhalb Sprachen: Deutsch, Russisch und Plautdietsch, das Mennoniten-Plattdeutsch meiner Eltern. Das Lernen und Vergleichen von Wörtern ist mein Steckenpferd. Viele habe ich noch nie laut ausgesprochen, weil ich ein schweigsames Mädchen bin. Wie die Bälle des Zirkusjongleurs fliegen die Vokabeln in meinem Kopf von rechts nach links, von links nach rechts, kreuzen sich, bilden zweieinhalbsprachige Sätze. Habe ich in der Schule ein neues russisches Wort aufgeschnappt, kann ich kaum abwarten, es in Vaters Wörterbuch auf Deutsch nachzuschlagen.

Unser Deutsch ist verstaubt und hinkt dem modernen Hochdeutsch 165 Jahre hinterher, sagt Mutter, die Chronistin der Familie. 1804 haben meine Ur-ur-ur-Großeltern die altmodische Sprache aus Westpreußen in das »Land der Russen« gebracht. In ihren Bibeln, Büchern, den Weisheiten der Dorflehrer und Prediger. Wie eine Mitgift vererbten sie diesen Zungenschlag von Generation zu Generation. Mit einem rollenden »R« ausgestattet, hat er mich, die sechste Generation, erreicht. Meine Großmutter Sara konnte kaum einen russischen Satz fehlerfrei über die Lippen bringen, wozu auch, sie lebten in deutschen Kolonien, sprachen zu Hause Plautdietsch und in den Schulen und Gebetshäusern Hochdeutsch.

Bis ins 16. Jahrhundert verfolgt Mutter in ihrer Familienchronik den Zick-Zack-Weg unserer Ahnen durch fremde Länder und Sitten. Einige Stellen hat sie mir vorgelesen: »Unsere Vorfahren, eine streng religiöse Brüderschaft, die immer dahin zog, wo sie nach selbstbestimmten Regeln leben durfte, wohnten früher in Holland. Der Namensgeber der Mennoniten, Pfarrer Menno Simon, predigte Nächstenliebe und Gewaltlosigkeit: Ein Mennonit darf nicht das Blut seiner Mitmenschen vergießen, er muss sich dem Militärdienst verweigern, denn er ist ein Kind des Friedens. Dies konnte in Zeiten von Kriegen und Eroberungen keiner Staatsmacht gefallen. So begann die Verfolgung der Strenggläubigen.«

Ein polnischer König lud die Mennoniten aus den Niederlanden zur Urbarmachung der Tiefebene im Weichseldelta ein. Sie zogen in unbewohnte, durch Krieg und Überschwemmungen verödete Landschaften, entwässerten mit Pumpmühlen Felder und Wiesen, legten Deiche an, zogen schnurgerade Wasserwege zwischen den Äckern, befestigten sie mit doppelten Reihen aus Weiden und Birken.

»Der Fleiß der Strenggläubigen zahlte sich aus«, fasst Mutter die Zeit in Westpreußen zusammen. »Über zwei Jahrhunderte konnten sie im Weichseldelta friedlich leben und beten, zahllose Nachkommen in die Welt setzen, dem Ackerbau und der Viehzucht nachgehen, ohne Militärdienst leisten zu müssen. Doch durch die Spaltung Polens wurde die Provinz in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Teil des Königreichs Preußen. Die Mennoniten verloren ihre Privilegien, sahen sich wieder gezwungen auszuwandern.«

Meine Eltern unterhalten sich auf Plautdietsch, das dem Holländischen ähnlich ist. Ich halte den Dialekt für eine halbe Sprache, da es für sie keine Lexika gibt. Aber sie ist lustig.

»*Een Flitzepee fe dee Tjenja tjenne wi em Loftje von Belsk nech tjaipe*«, sagte Mutter neulich zu Vater. Was wie ein Zungenbrecher klingt, heißt auf Hochdeutsch: »Ein Fahrrad für die Kinder können wir im Laden von Belsk nicht kaufen.« Ich grübele nicht über den Sinn des Satzes, denn mir ist klar, schöne Sachen kriegt man nur in einer Großstadt wie Omsk. Ich denke über das Wort *Loftje* nach. *Loftje* heißt Laden, und ich finde dafür kein verwandtes Wort auf Deutsch. Es entspringt dem russischen *лавка* – *lawka*. Der Mennonit, der das russische Wort für die plautdietsche Zunge umgewandelt hat, ging mit den Sprachregeln nicht so streng um wie Vater.

Wir sitzen also hinter verriegelten Fensterläden und sind jeder auf seine Art verblüfft über das verzerrte Russisch aus Amerika. Petja – Störgeräusche aus dem Radio geschickt nachahmend, die gut zu den Irrfahrten seines Traktors passen – staunt, weil Vater sich nicht an das eigene Verbot hält und wie gebannt auf die russische Stimme horcht. Warum ist das Russisch aus Amerika willkommen und das von Petja und mir unerwünscht? Obwohl ich

zwei Jahre älter als mein Bruder bin, begreife ich es nicht. Mutter hat Angst, unser deutsch-plautdietsches Zuhause könnte durch Vaters Sorglosigkeit in die Brüche gehen und wir Kinder würden vaterlos zurückbleiben. Sie presst die Lippen zusammen. Die Stricknadeln mit den Maschenreihen eines zukünftigen Schals liegen in ihrem Schoß. Ihre Mundwinkel fliehen in Richtung Kinnspitze. Sie streicht sich eine Locke aus der Stirn und stimmt ein Lied an. Als ob sie mit dem Summen die »Stimme des Feindes« überdecken wollte.

Mich verblüfft Vaters Bereitschaft, auf die eigene Freiheit zu pfeifen und sich dafür schwer verständliche Sätze über Freiheit und Menschenrechte anzuhören. Nach jedem Radioabend gelingt es mir besser, aus einzelnen Worten Brücken zu bauen. Sie führen zu Inseln, denen ich Namen gebe. Eine Insel heißt »Andrej Sacharow«. Er ist bekannt für seine Forschungen auf dem Gebiet der Atomspaltung. Doch nicht seine wissenschaftliche Arbeit interessiert Vater, sondern Sacharows Schriften, die ein gewisser Samisdat veröffentlicht und bis nach Amerika gebracht hat. Samisdat bleibt für mich ein weißer Fleck auf der Sacharow-Insel. Sam heißt auf Russisch »selbst«. Die weiteren Silben bedeuten so etwas wie Verlag, also Selbst-Verlag.

Sacharow und Samisdat vertreten etwas anderes als die Menschen hinter den verriegelten Fensterläden. Sie sagen: Der Mensch braucht die Freiheit der Rede, die Freiheit des Denkens und Handelns. Das gefällt mir. Vater würde dann keine Freiheitsstrafe drohen, weil er einen verbotenen Sender hört, und Mutter könnte endlich aufhören, Angst zu haben. Sacharow und Samisdat verlangen eine Annäherung von Kapitalismus und Sozialismus. Sie geben dem entwickelten Sozialismus keine Chance, deshalb ist Vater sicher, dass der Kommunismus bis 1980, also in elf Jahren, unmöglich den Sieg errungen haben wird.

In elf Jahren bin ich zweiundzwanzig. Die kommende Zeit heißt in den Schulbüchern die »lichte kommunistische Zukunft«. Im Schulchor singen wir »Es naht die Ära der hellen Jahre«. Für mich ist die Zukunft wie der Vollmond am Nachthimmel – leuchtend und klar, aber unerreichbar fern. Wie Amerika.

»Keiner von uns wird Amerika jemals sehen«, behauptet Vater. Sein Traum ist es, in die DDR oder in die BRD auszuwandern, Ost oder West, das ist ihm gleich, Hauptsache: »*Dee Tjenja tjenje Dietsch rede.*« Vater suche sein Glück in der Ferne, glaubt Mutter.

Über das Glück denke ich oft nach. In Vaters Geschichtsllexikon ist Fortuna abgebildet, die Göttin des Glücks. Sie schwebt auf einer Kugel, nur mit einem Schal bekleidet, besser gesagt – von ihm umweht. Um sie herum schubsen sich Greise und Kinder, Männer und Frauen, ihre Augen sind aufgerissen, die Haare vom starken Wind verstrubbelt, sie strecken die Arme zur Göttin hoch, flehen sie an, ihnen das eine oder andere zu schenken: Gesundheit, Glauben, Liebe, vielleicht auch etwas Greifbares wie eine Ziege oder ein Schaf. Fortunas Augen bedeckt der wehende Schal, ihre Gaben aus dem Füllhorn erreichen die Menschen rein zufällig.

Mutter sagt, ihr Glück seien wir, ihre Kinder. Ich glaube, Glück ist, wenn Wünsche in Erfüllung gehen. Wie unsere Moldawienreise.

Da es keine direkte Verbindung gibt, planen meine Eltern, mit dem Zug Nowosibirsk-Odessa von Belsk aufzubrechen. Am ersten Tag des Fahrkartenverkaufs gehen wir zum Bahnhof. Im Stationshaus drängeln sich Reisehungrige vor verschlossenen Schaltern. Es stinkt nach verkochtem Borschtsch aus dem Bahnlokal und den von ihm verursachten Blähungen, nach feucht-modrigen Putzlappen,

nach Klebstoff und Alkoholfahnen. Wir teilen uns auf. Mutter und ich reihen uns am Schalter 1 ein, Vater und Petja verlängern die Schlange am Fahrkartfenster 2. Die Schalter ähneln Bullaugen. Sie sind zugeklebt mit Fahrplänen, Schienennetzen und Anordnungen. Wie gerne wüsste ich, was die Verwalterinnen des Reiseglücks treiben. Ob sie Tee schlürfen, kleine Vierecke Schokolade zwischen die Zähne schieben und das süße Braun auf der Zunge zergehen lassen? Oder ob sie uns durch das Glas beobachten und überlegen, wer von diesen Menschen ihre Gunst verdient? Ob Bullauge 1 oder Bullauge 2 die Fahrkarten ausspucken wird? Eine Wortführerin in Schlange 2 – kräftige Stimme, resolutes Auftreten – regt den Meinungs austausch an. Die Frau behauptet, es gebe nur eine begrenzte Zahl Fahrkarten, die meisten seien schon in Nowosibirsk verkauft worden. Vater räuspert sich gereizt.

»Na dann bleiben wir eben zu Hause«, sagt Mutter.

Nein, bloß nicht! Ein hagerer Mann brummt, Fahrkarten würden doppelt verkauft, das sei gang und gäbe. Die Frauen hinter den verschlossenen Fenstern gewinnen an Bedeutung. O Fortuna, sei nicht kleinlich!

Es klackst hinter Bullauge 2, das nun eine Fischmaulöffnung hat. Schlange 1 wogt zu Schlange 2, wird mit ihr eins. Ein schubsender Haufen, aufgerissene Augen und Münder wie auf der Abbildung der Göttin Fortuna. Nur die Haare wehen nicht im Wind, sie kleben an den erhitzten Schädeln. Mutter und ich zögern vor Bullauge 1. Man weiß nie, ob sich nicht auch die zweite Verwalterin des Reiseglücks unserer erbarmen könnte. Nein, sie tut es nicht. Wir schließen uns dem männlichen Teil der Familie an. Die Fischmaulöffnung spuckt eine Information aus:

»Keine Fahrkarten nach Sotschi, Sewastopol, Jalta.«

Der Weg nach Odessa ist frei. Raunen, Murmeln, Schimpfen. Trotz der klaren Ansage verkürzt sich die

Schlange nicht. Wollen die anderen nun auch nach Odessa reisen? Nein, sie warten auf eine persönliche Abfuhr. Niemand gibt die Hoffnung auf, vielleicht lässt sich die Frau ja umstimmen und zaubert die gewünschten Fahrkarten hervor. Doch dieser Nachmittag geizt mit Wundern, die Schlange schrumpft. Endlich sind wir dran.

»Ein Coupé für zwei Erwachsene und zwei Kinder nach Odessa bitte, am 14. Juli hin und am 1. August zurück«, spricht Vater ins Fischmaul.

»Alter der Kinder?«, bellt die gesichtslose Stimme.

Durch die Öffnung sehe ich weiche, saubere Hände, die nicht zur Härte der Stimme passen.

»Elf und neun«, antwortet Vater.

»Es gibt nur Karten im Platzkartnij-Wagen.«

Platzkartnij besteht aus den deutschen Wörtern Platz und Karte, die im Russischen heimisch geworden sind. Der Besitzer einer solchen Karte bekommt eine Schlafstelle in einem Wagen, der keine geschlossenen Abteile hat, nur Pritschen für etwa neunzig Menschen. Drei Tage gemeinsam schlafen, essen, Karten spielen, Sonnenblumenkerne spalten, Witze erzählen, die Schaffnerin wegen der Verspätung befragen, die steifen Glieder strecken, Bücher austauschen, Tee trinken, Kreuzworträtsel lösen, durch das verschmierte Fenster in die Landschaft stieren, sich mit der Zeitung Luft zufächeln, durch den schmalen Gang wanken, vor der Toilette Schlange stehen. Oft geht das Wasser aus und wird erst bei der nächsten Station nachgefüllt.

Coupé ist aus dem Französischen ins Russische eingewandert und steht für ein Schlafabteil für vier Personen. Ein Coupé ist echter Luxus im Vergleich zum deutschstämmigen Platzkartnij-Wagen. Zwar gibt es auch in einem Coupé-Wagen nur zwei Toiletten mit kaltem Wasser, aber durch eine geringere Anzahl von Reisenden wird das Was-

ser nicht so schnell knapp. Deshalb wird Vater deutlich: Die Besitzerin der weichen, sauberen Hände solle bitte in der Zentrale anrufen. Auf Vaters Glatze vermehren sich die Schweißperlen. Das Fischmaul schweigt. Wir warten. Petjas Blick folgt den Fliegen auf dem verklebten Glas. Vater signalisiert Kampfbereitschaft. Mutter holt tief Luft. Papierrascheln. Schweigen. Warten. Stempeln.

»Vierundsechzig Rubel«, bellt die Stimme.

Vater legt die gesparten Rubel in das Fischmaul. Papierrascheln. Die weichen, sauberen Hände schieben ihm die Fahrkarten zu. Wir haben ein Coupé! Danke, Fortuna!

Heute hat mich Fortuna im Stich gelassen. Sie war nicht da, als Ljuda und Wowka mich mit dem WORT und den Schneekugeln angriffen. Auf dem Viadukt lässt sie sich auch nicht blicken, während ich hier vereise und bebe, bebe, bebe. Ich schaffe es nicht, das WORT zu verdrängen. Es ist wie ein Fluch. Es brennt in den Ohren. Es versetzt mich zurück auf die menschenleere Leninstraße. Ljuda und Wowka holen aus, schleudern Schneebälle in meine Richtung. Ein Ball trifft mein rechtes Auge, das vergnütere – es hat fünf Punkte auf der Iris. Der Schmerz ist bohrend, von Blitzschlag begleitet. Werde ich blind? Wie durch ein Kristallgitter sehe ich die vier Angreifer. Einer scharrt den Schnee zusammen. Ich blicke auf den Schneehaufen am Straßenrand und renne, so schnell ich kann, ich kämpfe gegen das Blindwerden.

»Sie haut ab, die Faschistin!«, höre ich Wowka quieken.

Zwei Schneebälle treffen mich am Hinterkopf, doch die Pelzmütze ist ein sicherer Schutz. Der rettende Schneehaufen. Ich werfe mich auf den Bauch, vergrabe mein Gesicht im frostigen Weiß. Der Schnee schmilzt unter meinem Gesicht, beruhigt die Haut. Ist dieses Gefühl Glück? Ich werde nicht aufstehen, ich will nichts sehen. Mikischa,

der blinde Klavierstimmer, hat recht: Man kann ohne Augenlicht gut zurechtkommen, wenn die Ohren die leisesten Geräusche wahrnehmen. Geschult von der »Stimme Amerikas«, höre ich trotz eines laufenden Motors das Flüstern der Angreifer, sie rätseln über meine Reglosigkeit. Ich höre, wie in der Unterhaltung Angst mitschwingt. Über Ljudas Lippen purzeln Worte wie »tot« und »getötet«. Wowka ist verstummt. Mein Glücksgefühl dehnt sich aus, ich konnte sie täuschen! Das Knirschen des Schnees unter acht Filzstiefeln bestätigt meine Vermutung – sie ergreifen die Flucht.

Ich richte mich auf, streife die Handschuhe ab, betaste das Auge. Meine Schulmappe liegt in einer Mulde, die sich im Frühjahr in einen Wassergraben verwandeln wird. Ich wische den Schnee vom Aluminiumschloss. Im matten Metall spiegelt sich mein rechtes Auge. Angeschwollen. Rot. So kann ich unmöglich nach Hause gehen. Wie soll ich es Vater erklären? Aus der Druckerei trotten graue Gestalten. Schichtwechsel. Es muss halb drei sein. Ich entscheide, abzuwarten, bis Mutter von der Arbeit zurück ist.

Ich klopfe den Schnee vom Mantel. Ein Pelz aus braunem Kunststoff, der früher Mutter gehört hat. Nach neun Wintern waren die Manschetten der Ärmel abgewetzt. Das entsprach nicht den Regeln des Anstands, Vater musste es einsehen. Für eine angesehene Kinderärztin ziemte es sich nicht, einen verschlissenen Mantel zu tragen. Vater, der geizig ist, grübelte, wie man es vermeiden könne, gleich zwei Wintermäntel kaufen zu müssen. Denn durch einen Wachstumsschub waren meine Knie und Unterarme schutzlos den Wintertemperaturen ausgeliefert. Bei meinem Anblick seufzte Mutter:

»Dout Tjend bruckt eenen nien Mountel, etj koun een Joah wachte.«

Vater geriet in die Klemme. Seine Wirtschaftspläne hatten die Haushaltskasse geleert. Eine Hühnerfarm sollte in Zukunft für unseren Wohlstand sorgen. Die Ersparnisse waren vom Bau des Stalls verschlungen worden. Nach langem Überlegen entschied Vater, seine Ehefrau solle einen neuen Wintermantel kaufen und ihren alten für mich umnähen.

Mutters Schneiderkünste sind entmutigend. Mein Mantel hat die Form eines schiefen Trapezes mit weiten Ärmeln und sich aufbäumenden Schulterpartien. Kein Mädchen in meiner Klasse trägt so etwas Hässliches. Seitdem der Mantel auf meine Schultern drückt, husche ich mit gesenktem Blick durch die Kälte. Doch jetzt lässt mich das Mantelproblem unberührt. Durch den Schneeballangriff habe ich etwas Neues gelernt: Manches wird schnell bedeutungslos.

Ich biege in die Sowjetskaja-Straße ein, weiche einem zotigen Köter aus. Vor dem Milchladen hat sich eine Schlange gebildet. Aus den Nasen und Mündern der Wartenden steigen Dampfwölkchen. Hinter dem Bretterzaun liegt die wichtigste Baustelle von Belsk: Zum 100. Geburtstag von Lenin soll hier im Frühjahr ein Ehrenplatz eingeweiht werden. Das Denkmal ist bei einem Moskauer Bildhauer in Arbeit. Über die Skulptur gibt es viele Diskussionen: Wird sie aus Bronze oder Aluminium sein? Wird Lenin eine Schildmütze tragen oder barhäuptig unter dem sibirischen Himmel stehen? Formt der Bildhauer ihn mit erhobenem Arm, der den Weg in die lichte Zukunft weist, oder steckt er Lenins Hand in die bronzene Hosentasche? Wird Lenin einen wehenden Mantel anhaben oder eine Anzugjacke? Ich hebe ein Zaunbrett an, schiebe es zur Seite, staune über meinen Mut und stapfe über die Baustelle. In ihrem Winterschlaf ähnelt sie einer Hügellandschaft. Umrisse von Steinplatten und Werkzeug unter dem Schnee. Über dem Baukran weht ein Fähnchen. Eine Krähe zersägt die Stille.